

THEOLOGISCH-PRAKTIISCHE QUARTALSCHRIFT

Priester und Frau.

Von B. van Acken, Münster i. W.

I. Die Zeitströmung und ihre Gefahren.

1. Die Frage nach der richtigen, d. h. der natürlichen und gesunden Haltung des Priesters zur Frau ist nicht lösbar ohne tiefere Kenntnis der *heutigen Zeitströmungen*. In den letzten zwei Jahrzehnten hat eine gewaltige Umwertung der natürlichen Werte, eine erschreckende *Umwandlung in den sittlichen Anschauungen* stattgefunden. Der offenbare Wandel der inneren Gesinnung tritt vor allem klar zu Tage auf dem Gebiet der geschlechtlichen Sittlichkeit. Das Verständnis für gesunde Natürlichkeit und für reines, edles Volksempfinden, ja sogar die Auffassungsfähigkeit für diese Dinge sind in den weitesten Kreisen verloren gegangen.

Grundstürzend sind geradezu die Wandlungen in den sittlichen Anschauungen der *Beziehungen der Geschlechter* zueinander. *Schrankenlose Freiheit* ist an die Stelle vornehmer Zurückhaltung und echter Ritterlichkeit getreten, dreister Zynismus an die Stelle der Ehrfurcht. Am verheerendsten hat aber wohl die völlige Verdrehung des „Freundschafts- und des Liebesbegriffes“ gewirkt. Das hat schlagend *Regierungsmedizinalrat Ferdinand Hoffmann* in seiner Schrift: „Sittliche Entartung und Geburtenschwund“ bewiesen (S. 28). Die Umwandlung der moralischen Anschauung tritt am stärksten beim *weiblichen Geschlecht* hervor. Das zeigt sich schon in der lockeren und ungenügenden Bekleidung, in der starken Sinnlichkeit unserer Mädchen und Frauen, die so gierig sind nach allem, was die Sinne anregt und bestrickt, besonders nach dem Süßen und Angenehmen, die aber alles Unangenehme, wie Hitze und Kälte, so schwer ertragen. Für höhere, geistige, ideelle Werte haben sie oft wenig Verständnis. Was sie anstreben, sind meistens nur materielle Werte: Geld, Genuß, Luxus. Im Zusammenhang damit steht der unbegreifliche Leichtsinn, mit dem heute so viele Mädchen und Frauen ihr Bestes und Schönstes, die Frauenwürde, so schnell und leicht preisgeben. Früher mußte sich der Mann das Mädchen, die Frau im heißen Kampf erobern, heute bieten sie sich selbst an (*Hoffmann*, S. 30).

Dazu kommt der gewaltige Einfluß, den gerade das *schlechte Beispiel*, und vor allem die *öffentliche Meinung* auf die Lebensführung des einzelnen haben. Ich verweise hier auf meinen Artikel: „Massenpsychologische Wirkungen und moderne Sittlichkeitsprobleme“ (diese Zeitschrift, Jahrgang 1941, Heft 1, S. 48 ff.). Wir können nicht leugnen, daß auch unsere katholische Bevölkerung viel von zersetzenden Ideen des Zeitgeistes in sich aufgenommen hat. Einen Hauptgrund dafür nennt Pius XI. in seinem Rundschreiben über die christliche Ehe: „Es mangelt ja nicht an solchen, die glauben, daß alles, was die staatlichen Gesetze gestatten oder wenigstens nicht bestrafen, ihnen auch nach dem Sittengesetz erlaubt sei, oder die offen gegen die Stimme des Gewissens zur Tat schreiten, weil sie Gott nicht fürchten und sehen, daß sie auch vom menschlichen Gesetze für sich nichts zu fürchten haben. So werden sie nur zu oft sich selbst und andern zum Verderben“.

In diesen Worten Pius' XI. ist auch der letzte und tiefste Grund der sittlichen Entartung unseres Volkes angegeben: die sich immer stärker ausdehnende *Gottentfremdung* unserer Tage. Denn nur auf dem Boden echter Religiosität gedeihen die sittlichen Tugenden, diese unentbehrliche Grundlage des Staates. Nur der Glaube an einen persönlichen Gott erfüllt den einzelnen Menschen auch innerlich mit Achtung vor der rechtmäßigen Autorität, mit Gehorsam gegen die Gesetze, mit Treue, Wahrhaftigkeit, Mäßigkeit, Keuschheit, Nächstenliebe, Gemeinsinn. Die Volkssittlichkeit steht und fällt mit der Religion. *Generalleutnant Dr. h. c. von Rabenau* sprach am 28. Mai 1940 bei der Hauptversammlung der deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften über „Geistige und seelische Probleme in diesem Krieg“. Unter anderem sagte er, ein Fehlen der Religion würde in wenigen Jahrzehnten die Autorität aufheben. Der Soldat brauche Beziehungen zu seinem Gott, sonst verliere der Krieg seine sittliche Rechtfertigung. Ohne Jenseits-Gedanken könne der Soldat nicht auskommen („Frankf. Zeitung“, 29. Mai 1940, S. 4). In der letzten Aufzeichnung des *Marschalls Balbo*, die der italienische Gewährsmann das geistige Testament des Marschalls nennt, heißt es: „Ich habe die Religion meines Vaterlandes. Ohne dieses Ideal halte ich den Menschen für irgendeinen Kadaver, der nutzlos erleuchtet wurde“ („Frankf. Zeitung“, 3. Juli 1940, S. 1).

2. Wir haben die Zeitströmungen mit ihren gefährlichen Anschauungen kennengelernt. Da drängt sich uns von selbst die Frage auf: wie sollen wir die drohenden *Gefahren des Zeitgeistes* abwenden und bekämpfen? Das erste ist, daß wir Priester ein strahlendes Vorbild der Reinheit in dieser Welt und darum auf der Hut vor Ansteckung vom Zeitgeist sind. Kein Mensch vermag sich ganz den Einflüssen des Zeitgeistes zu entziehen, und als Kinder unserer Zeit sind wir

alle der Gefahr ausgesetzt, daß sich auch bei uns das rechte Werturteil trüben könnte. Eine offene und ehrliche Gewissenserforschung wird uns allen von Nutzen und Segen sein. Daß die falschen Anschauungen über die Beziehungen der Geschlechter zueinander *auch schon auf manche Priester ungünstig eingewirkt haben*, kann kein Einsichtiger leugnen. Wenn Priester so frei mit Damen verkehren, wie es Laien tun dürfen, dann offenbaren sie durch dieses Benehmen einen Mangel an Ehrfurcht vor der eigenen Würde und Persönlichkeit. Ein Priester, der sich Damen gegenüber genau so benimmt wie ein Laie, sei es in seiner Haltung oder Kleidung, verzichtet damit auf das Vorrecht, als Priester besonders geachtet und geehrt zu werden. Als Gesellschafter kann er vielleicht gern gesehen sein, aber als eigentlicher Seelsorger, besonders als Beichtvater, wird er abgelehnt. Liegt nicht auch hier ein Denkfehlschluß vor? Dieses Benehmen ist in sich nicht sündhaft, also ist es auch erlaubt. Wer so denkt, ist sich nicht bewußt, daß ihn seine höhere Würde auch zu feinerem und vornehmerem Benehmen verpflichtet. Durch eine unvollständige Bekleidung schadet aber der Priester seinem Ansehen und seinem ganzen Stande. Denn nirgendwo wird so leicht der einzelne Fehler verallgemeinert und das Mißtrauen zum Prinzip erhoben wie beim Priester. Die fast allgemeine Herabsetzung des Priesterstandes wäre nicht denkbar, wenn alle Priester ganze Persönlichkeiten wären. Darum verpflichtet uns unsere Standesehre und die Liebe zu unseren Mitbrüdern, jeden unnötigen Anlaß und Schein zu Verdächtigungen zu meiden und auch nach außen hin durch edle Bekleidung die priesterliche Würde zu wahren.

In den letzten Jahren ist oft in Schriften und noch öfter in kleineren Kreisen das Problem behandelt worden: *Gibt es eine Freundschaft zwischen Priester und Frau?*¹⁾ Daß eine Freundschaft zwischen Priester und Frau möglich ist, ist kein Problem, sondern eine objektive Tatsache, bewiesen durch einige, allerdings seltene Beispiele der Heiligen Geschichte. Genannt seien nur: Franz von Sales und Johanna von Chantal; Franz von Assisi und Clara; Bonifatius und Lioba. Für die Heiligen war die Freundschaft zwischen Mann und Frau kein vielerörtertes Problem. So hat z. B. der hl. Franz von Sales, als er eine ganz Nacht durchwachte und betete, nicht, wie man es gerne darstellt, lange darüber nachgedacht, ob eine Freundschaft zwischen ihm und Johanna von Chantal möglich sei, sondern er hat darüber nachgedacht, ob er es vor Gott und seiner Diözese verantworten könnte, einer einzelnen Seele so viel Zeit zu schenken. Und etwa sechs Jahre vor seinem Tode brach Franz von Sales

¹⁾ U. a. sei verwiesen auf: *Prof. Dr. Ketter*, Priester oder Freund in der Frauenseelsorge? Ein Briefwechsel. (Diese Zeitschrift, Jahrg. 1935, S. 501 ff.).

die innere Verbindung doch ab, weil es ihm schien, daß sie ihn störe (Seele, IV, 1922, S. 361 f.). Wir wollen nun in aller Ruhe miteinander überlegen, was von der Freundschaft zwischen Priester und Frau zu halten ist. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß mit diesem Worte heute vielfach jene Beziehungen zwischen Mann und Frau bezeichnet werden, die man früher „Verhältnis“ genannt hat. Diese sogenannte „Freundschaft“ kommt für den Priester selbstverständlich gar nicht in Frage.

Unter *Freundschaft* im guten alten Sinn des Wortes versteht man eine besondere wechselseitige, sich betätigende Liebe des Wohlwollens unter Gleichen. Sie ist eine „besondere“ Liebe, weil sie über gewöhnliche Liebe hinausgeht, darum nur unter wenigen sich betätigt. Die Zuneigung muß so stark sein, daß es zu wechselseitigem Mitteilen und Schenken kommt. Sie ist eine Liebe des Wohlwollens; darum verdienen Zuneigungen, die mit begehrllicher Liebe nur den eigenen Nutzen oder gröberen und feineren Sinnenreiz suchen, den edlen Namen Freundschaft nicht. „Unter Gleichen“, d. h. als Freunde stehen sie sich gleich, obwohl sie unter anderer Rücksicht einander ungleich sein mögen. Die echte Freundschaft beruht also ganz und ausschließlich auf *moralischen* Eigenschaften und *geistigen* Fähigkeiten. Eine Freundschaft, die auf körperlicher Schönheit oder auf sinnlichen Eigenschaften aufgebaut wäre, verdient nicht den edlen Namen Freundschaft. Denn auf so schwankenden und wankenden Fundamenten, wie es der Körper oder die Sinnlichkeit sind, kann die Freundschaft, die etwas Festes und Dauerndes darstellt, nicht aufgebaut werden. „Unwandelbar liebt, wer Freund ist.“ Wahre, echte Freundschaft kann darum nur bestehen zwischen ausgereiften und ganzen Persönlichkeiten, die auch wirklich etwas zum Mitteilen und Schenken haben. Das höchste Lob verdient die seltene *rein geistliche* Freundschaft, die auf ganz übernatürlichen Beweggründen ruht, Übernatürliches erstrebt und durch übernatürliche Betätigung sich auswirkt und stärkt. Von dieser Freundschaft sagt der *hl. Franz von Sales*: „Sie ist kostbar, weil sie von Gott stammt; kostbar, weil sie zu Gott hinführt; kostbar, weil sie ewig in Gott fortdauern wird. O wie schön ist es, schon auf Erden so zu lieben, wie man sich im Himmel lieben wird, und hienieden schon so liebevoll miteinander zu verkehren, wie man es in der Ewigkeit tun wird“ (Philothea 3, 19). Daß diese rein geistliche, übernatürliche Freundschaft auch unter Personen verschiedenen Geschlechtes möglich ist, ist eine Selbstverständlichkeit. Aber sie ist sehr selten und selbst Heilige müssen hier auf der Hut sein. Wer sich auf die Freundschaft der Heiligen beruft, muß zuerst danach streben, auch so heilig, so selbstlos, so bußefrig zu werden, daß er sicher ist, den anderen wie die Heiligen es getan, „reiner als die Sonne“, nur in Gott zu lieben.

Eine Freundschaft aber, die zum Ziele die seelische Ergänzung hat, ist unter Personen verschiedenen Geschlechtes nicht möglich. Vom Zeitgeist angesteckt, streben heute manche nach dieser *Seelengemeinschaft* und glauben fest, daß sie etwas Gutes erstreben, weil sie keine schlechte Absicht dabei haben. Wir wollen ihnen gerne glauben, daß sie nichts Böses wollen, aber die Erfahrung lehrt, daß eine reine Seelengemeinschaft zwischen Priester und Frau unmöglich ist. Personen, die eine Seelengemeinschaft zu gegenseitiger Ergänzung anstreben, folgen dem Seelentrieb, mögen sie sich auch wie Bruder und Schwester betrachten. Der Seelentrieb ist aber wie der Naturtrieb eine Komponente des Geschlechtstriebes. Diese beiden Triebe sind unzertrennbar miteinander verbunden und stehen in innerer Wechselbeziehung zueinander, so daß bei stärkerer Erregung des einen auch die Gefahr besteht, daß der andere gereizt wird. Gewiß werden sich beide Triebe nicht immer gleich im Anfang der Seelengemeinschaft geltend machen. Oft zeigt sich, besonders bei idealen Menschen, zunächst nur der Seelentrieb. Bei längerem freundschaftlichem Verkehr schleicht sich unbewußt, aber ganz naturgemäß auch der Naturtrieb ein; denn letztlich strebt der Seelentrieb als wesentliche Komponente des Geschlechtstriebes nach dem vollständigen Besitz des Freundes, was nur möglich ist durch Befriedigung des Naturtriebes. Wer die Wirklichkeit kennt, weiß aus Erfahrung, daß ein Seminarist nicht der Freund eines Mädchens oder einer jungen Frau sein kann, daß ihm zur Seelenführung einer Frau die notwendige Reife und das hinreichende Wissen fehlt. Wer die Wirklichkeit kennt, weiß auch, daß auf den Seelengemeinschaften zwischen Priester und Frau tatsächlich kein Segen ruht, daß aus ihnen schon viel Unglück für den Betreffenden und Unheil für die Kirche geflossen ist. Wir glauben gerne, wie schon einmal bemerkt, daß diese Freundschaften mit der besten Gesinnung begonnen werden, aber wir müssen auch ebenso bestimmt hinzufügen, daß diese edle Gesinnung nach und nach in Selbstsucht und Eigennutz unvermerkt übergeht, daß man statt für den Herrn und seine Sache für das liebe Ich mit ganzer Seele besorgt ist. Nirgendwo ist die Selbsttäuschung häufiger und gefährlicher als auf diesem Gebiete. Das Herz hängt eben an dem angenehmen gesellschaftlichen Umgang mit der Frau; man kann nicht auf das Angenehme verzichten, darum darf es nicht gefährlich sein.

Was von diesen Seelengemeinschaften gilt, das gilt noch mehr von den *Freiheiten und Vertraulichkeiten*. Hier handelt es sich in Wirklichkeit um ein Spiel mit dem Feuer. Wer die kleinen Freiheiten nicht meidet, geht langsam, aber sicher weiter. Seine Natur drängt ihn dazu, auch wenn er sich hundertmal sagt: ich will nichts Böses. Man darf hier nicht übersehen, daß der Geschlechtstrieb nicht nur dann tätig ist, wenn er durch äußere Umstände gereizt wird, son-

dern daß er auch unbewußt die Lustgefühle sucht. Es gibt eben auch eine versteckte oder verkappte Sinnlichkeit. Infolge der Leib-Seele-Einheit können wir nun einmal den Seelentrieb nicht von dem Naturtrieb trennen. Wer oft dieses süße Gift der Freiheiten und Vertraulichkeiten genießt, kommt schwer und nur selten zur Einsicht, daß er in einer großen Selbsttäuschung lebt, so sehr hat ihn das Gift berauscht und jede bessere Einsicht und Erkenntnis fast unmöglich gemacht.

Hier möchten wir noch auf eine Tatsache hinweisen, die bisher zu wenig Beachtung gefunden hat und doch von großer Bedeutung ist. Jede *Seelenführung* wird nämlich in dem Augenblick unfruchtbar, wo sich sinnliche Liebe in das Herz des Priesters einschleicht. Wohl kann der Priester noch die Gnade des Sakramentes vermitteln, aber ein Weiter- und Höherführen der Seele bleibt aus, und es kommt schon bald zu einem sichtbaren Erschlaffen in dem ganzen Frömmigkeitsstreben. Gerade diese Tatsache der unfruchtbaren Seelsorge zwingt uns, auf den tieferen Sinn und die große Bedeutung des Zölibates näher einzugehen.

II. Wesen des Zölibates.

Wenn heute im allgemeinen das Ansehen des Priesters gelitten hat und infolgedessen seine Wirksamkeit geschwächt worden ist, dann ist nicht der Zölibat die Ursache dieser Erscheinung, sondern nur die Halbheit im Zölibat. Mit einem halben oder zaghaften Willen kann in keinem, am wenigstens im opfervollen Priesterberuf etwas Großes erreicht werden. Der *Zölibat* ist nämlich auch für den gesunden, normalen Menschen ein lebenslängliches Opfer. Denn jeder gesunde, normale Mensch fühlt in sich eine natürliche Zuneigung zum anderen Geschlecht als stille Sehnsucht nach der Ehe. Es ist ein Opfer, ja ein lebenslängliches Opfer, frisch und freudig einem Beruf sich zu weihen, der beständiges Entsagen fordert. Und es wird verhältnismäßig immer nur wenige geben, die sich zu diesem Opferleben entschließen. „Nicht alle fassen dieses Wort, sondern nur die, denen die Gnade dazu gegeben ist“, sagt darum der Heiland (Mt 19, 11). Der Zölibat ist also nur für jene, an deren Herz die Berufsgnade pocht. Ist die natürliche Hinneigung zur Frau und das Verlangen nach Liebe in der Ehe stark, rufen sie auch im idealen Jungmann immer wieder schwere innere Kämpfe hervor: „Soll ich einsam durchs Leben gehen, ohne zu lieben und geliebt zu werden?“, dann soll sich der Jungmann für die Ehe und nicht für den Zölibat entscheiden. Die Ehe ist deshalb die Norm, der Zölibat ist die Ausnahme. Darum sagt auch der Heiland ganz klar und deutlich von der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen: „Wer es fassen kann, der fasse es!“ (Mt 19, 12). Und der hl. Paulus, der wie kein zweiter Apostel

die Verschiedenheit der individuellen Naturanlage und auch der Gnadengaben kennt, stellt die Jungfräulichkeit nur als Rat und unter bestimmten Voraussetzungen hin, die Ehe aber ist auch ihm die Norm und unter Umständen sogar sittliche Pflicht: „Ich wünsche nämlich, daß alle Menschen wären, wie ich bin. Aber ein jeder hat eben seine besondere Gnadengabe von Gott, der eine so, der andere anders. Den Unverheirateten und den Witwen sage ich: Es ist gut für sie, wenn sie bleiben wie ich. Wenn sie aber nicht die Kraft zur Enthaltbarkeit haben, so sollen sie heiraten, denn besser ist die Heirat als steter Brand der Sinnlichkeit“ (1 Kor 7, 7—10). Der Zölibat ist also ein Verzicht auf die Freuden der Ehe, aber er ist ein *freier Verzicht* um des Himmelreiches willen. Ein unfreier Verzicht, bei dem die Regungen der gesamten Natur gewaltsam verdrängt werden, kann und wird oft genug zu geistiger Verkrüppelung, zu seelischen Verkrampfungen und auch zu körperlichen Störungen führen. Unfreier Verzicht liegt immer vor beim Fehlen des Priesterberufes. Wer den Priesterberuf erwählt, nur um eine sichere Zukunft zu haben, oder nur aus Liebe zu seinen Eltern oder, weil er sonst einen niederen Beruf ergreifen müßte, kann und wird niemals aus ganz freier Entschließung sein Jawort geben zum Zölibat. Der Priesterberuf bedarf jedoch zu seiner notwendigen Festigkeit nicht bloß der Freiheit von jedem äußeren Zwang, sondern auch der vollen inneren sittlichen Freiheit. Deshalb schreibt auch die *Instruktion über die Weiheskrutinen* ausdrücklich vor, daß der Bischof bereits vor der Erteilung der Tonsur feststellen muß, ob die Weiekandidaten über das Zölibatsgesetz genügend unterrichtet und zu seiner vollkommenen Erfüllung frei entschlossen sind. Diese vollkommene innere und äußere Freiheit muß dann der Weiekandidat vor jeder höheren Weihe vor dem Bischof mit einem Eide bekräftigen: „Ego . . . testificor in primis, nulla me coactione seu vi, nec ullo impelli timore in recipiendo eodem sacro ordine, sed ipsum sponte exoptare, ac plena liberaque voluntate eundem velle, cum experiar ac sentiam a Deo me esse revera vocatum.“ Dieser Eid, der seit Frühjahr 1932 der Subdiakonatsweihe vorausgehen muß, soll einen unfreien Verzicht auf die Ehe bei Übernahme des Zölibates von vornherein, so weit es eben möglich ist, ausschließen. Wird also der Verzicht auf die Dauer zu schwer, ist die natürliche Zuneigung zur Frau zu groß, dann kommt der Zölibat nicht in Frage, sondern nur die Ehe. Hier wird die Berufsfrage zur Gewissensfrage und damit zur Entscheidung über zeitliches und ewiges Glück.

Dagegen setzt der freie Verzicht aus höheren Gründen eine innere Kraft voraus und eine klare Überlegenheit des geistigen Menschen gegenüber dem Triebhaften, so daß dieser Verzicht ohne übermäßige Hemmungen mit einem gewissen seelischen Schwung zustande kommt. Der völlig

freie Verzicht aus Liebe zu Gott ist eine *Lebenssteigerung*, die zur *Höchstentfaltung* der geistigen Freiheit und Kraft führt, zum geistigen Menschen, soweit uns dies in unserem materiellen Körper möglich ist. Notwendige Voraussetzung zu dieser Höchstentfaltung oder Sublimierung der Körperkräfte ist die völlige innere Freiheit, mit der der Verzicht immer wieder froh und freudig bejaht wird aus Ehrfurcht vor Gottes Größe und aus Liebe zu ihr und den unsterblichen Seelen. Wer also den Zölibat gleichbedeutend hält mit *Ehelosigkeit*, geht ganz an dem Inneren, dem Wesen des Zölibates vorbei. Durch die rein negative und äußere Erfassung des Zölibates wird sein Wesen kaum angedeutet, geschweige denn erschöpft. Denn der Ausfall eines Wertes ist an sich niemals ein Vorzug, sondern ein Mangel. Mithin könnte sich der Zölibat kaum auf derselben Stufe wie die Ehe halten. Darum sind auch der Junggeselle, der nicht heiraten will, um ungebunden zu sein, wie die alte Jungfer, die sich verbittert abseits stellt, wirklich verkümmerte, verkrampfte Menschen. In ihrem Lebensraum gähnen unausgefüllte Lücken, die auch die mannigfachsten Ergänzungen nicht auszugleichen vermögen. Ebenso wird auch der Priester, der das Wesen des Zölibates in der Ehelosigkeit sieht, ganz von selbst ein mißbildeter, verkrampfter Mensch werden. Die Idee des Zölibates deckt sich also niemals mit bloßer Ablehnung oder gar Verachtung der Ehe, überhaupt nicht mit bloß *tatsächlicher* Jungfräulichkeit. Selbst die lebenslänglich bewahrte körperliche Unversehrtheit und seelische Jungfräulichkeit erschöpft nicht das Wesen des Zölibates. Ist doch jeder Mensch nach Gottes Gebot verpflichtet, die volle Keuschheit und Unversehrtheit bis zur Ehe zu bewahren. Wer also aus irgend einem Grunde zeitlebens nicht heiratet, der mag die Tugend der Keuschheit haben, aber die von Christus gepriesene Jungfräulichkeit besitzt er nicht. In seinem tiefsten Wesen ist der Zölibat ein *Verzicht auf die Ehe um des Himmelreiches willen* (Mt 19, 12). Der Priester verzichtet auf menschliche Liebesgemeinschaft, um mit Gott die größte und innigste Liebesgemeinschaft einzugehen, um ihm ein Mehr an Liebe zu schenken. Ist die Ehe bestimmt für den Besitz eines Menschen in größter irdischer Liebesgemeinschaft, so wird der Zölibat bestimmt durch eine besondere Art des Gottesbesitzes, der Gottgeweihtheit. In diesem Gottgeweihtsein, in der Hingabe seines ganzen Ich an Gott und die Interessen Christi liegt der eigentliche Hochwert des Zölibates. Weil der Priester aus Liebe zu Gott allen alles werden will, darum muß er in den tiefsten Schichten seiner Seele frei und ungebunden sein. *Sacerdos alter Christus!* Wie Christus sich nicht einem einzelnen Menschen, sondern der ganzen erlösten Menschheit vermählt hat, so folgt ihm auch der Priester enger, wenn er sich nicht einen Einzelmenschen, sondern die Gemeinde zu seiner Braut erwählt, um sie zu lieben, „wie Christus die Kirche liebt und

sich für sie hingegeben hat, um sie zu heiligen“ (Eph 5, 25). Darum denken und fühlen schon die Kinder instinktiv, daß der Priester allen gehöre, weil er eben keine eigenen Kinder hat. Und die Erwachsenen wissen aus eigener Erfahrung, daß der Priester auf eine eigene Familie verzichtet hat, „um allen alles werden zu können und so alle für Christus zu gewinnen und zu retten“ (1 Kor 9, 22). „Mancherorts heißt man die Primiz des jungfräulichen Priesters Hochzeit. Ein schöner Name, aus dem Glaubensgedanken stammend, daß die Seele des neugeweihten jungen Mannes eine geistliche Ehe mit dem Heiland schließt, um durch die von Christus ausgehende Gnade Gotteskinder zu erzeugen und heranzubilden. Und auf wieviele Hunderte oder Tausende kann so mancher katholische Priester mit väterlichem Blick schauen und sprechen wie St. Paulus: Ich bin euer Vater, „denn ich habe euch in Christus Jesus durch das Evangelium gezeugt“ (1 Kor 4, 15); ich habe euch in der heiligen Taufe das übernatürliche Leben gegeben; ich habe dieses Leben am Altar, in Schule und Beichtstuhl, auf der Kanzel und im Vereinsaal durch Gebet und Wort, durch Arbeit und Leiden gepflegt; ich habe euch herangezogen bis „zur Mannesreife, zum Vollmaß des Alters Christi“ (Eph 4, 13). Wahrlich, der katholische Priester hat Familie, eine Großfamilie, das gesamte katholische Volk! Der jungfräuliche Priester ist nicht unfruchtbar! Darum wird er mit Recht Vater genannt, geistlicher Vater“ (*Gatterer*, Gottes Gedanken über des Kindes Werden. 6. Aufl. Innsbruck 1938, S. 84).

Noch eine Frage: Ist in den letzten Jahren nicht etwas einseitig die *Einsamkeit des Priesters* betont oder in den Vordergrund gestellt worden? Wie sieht denn in Wirklichkeit die Einsamkeit eines pflichttreuen Priesters aus? Ein Priester, der täglich treu seine Berufspflichten erfüllt, der jede Predigt und jede Katechese gewissenhaft vorbereitet und im Gebet mit Gott bespricht, der teilnahmsvoll die Kranken besucht, hat wenig Zeit, über seine Einsamkeit nachzudenken. Ist er dazu noch diskret, taktvoll, einführend, verstehend und vor allem verschwiegen, so wird ihm soviel Vertrauen, Achtung und aufrichtige Liebe entgegengebracht, daß auch dem Pfarrer in einsamem Dorfe die lebenslängliche Einsamkeit und das letzte Alleinsein sehr erleichtert wird. Und müssen nicht auch in der Ehe gerade die tiefsten und feinsten Menschen oft in großer Einsamkeit durchs Leben gehen? Kann die Ehe unter besonderen Umständen nicht die gleichen oder noch größere Kämpfe bewirken wie der Zölibat? Denken wir doch nur an die Enthaltung, die aus irgendeinem verpflichtenden Grund längere Zeit, oft jahrelang gefordert wird und die wegen des innigen Zusammenlebens, wegen der Verstärkung des Triebes durch die vorausgegangene Gewöhnung und wegen der täglichen Familienlasten und Sorgen nur noch schwerer geworden ist. Der Wahrheit und der guten Sache würde gewiß besser gedient,

wenn die *innere positive Haltung des Priesters* mehr betont und angestrebt würde. „Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob man sich einbildet, die längere Enthaltung müsse zu Spannungen und Schwierigkeiten führen, oder ob man von der lebendigen und echten Überzeugung durchdrungen ist: ich löse die Schwierigkeiten, ich hole durch gesteigerte Tätigkeit mittels des Blutkreislaufes die überschüssigen Kräfte mit in den Aufbau herein, sublimiere sie in Muskel-, Organ-, Nerven- und Gehirnkraft und gebe dem gesamten Organismus größere Frische und Kraft. Im ersten Fall wird man immer die psychologischen, damit aber notwendig auch die organischen Schwierigkeiten vergrößern, sich also tatsächlich unglücklich und weniger leistungsfähig machen. Im zweiten Fall wird man bei halbwegs normaler Veranlagung und bei der richtigen Form der Betätigung dem gewünschten und energisch gewollten Ziel jedenfalls immer näher kommen. Man wird die Störungen vom Körper her jedenfalls bedeutend verringern; man wird den gelösten, freien und gesunden Organismus immer besser gewinnen; man wird den Körper zu einem kraftvollen und zugleich dienstbereiten Organ der Seele machen“ (*Küble, Lebensentfaltung in Ehe und Zölibat. Saarbrücker Druckerei 1939, S. 70*). Kommen zu diesen natürlichen Hilfen noch die übernatürlichen Kraftquellen hinzu: das tägliche heilige Opfer mit seiner Opferspeise, das Brevier- und Rosenkranzgebet und vor allem die ganz einzigartige Christusverbundenheit durch den immer wieder froh bejahten Zölibat, dann führt dieser freie Verzicht notwendig zur Höchstentfaltung aller natürlichen und übernatürlichen Kräfte, zur Vollendung der harmonischen Priesterpersönlichkeit.

Eine grundsätzlich *negative Haltung* gegenüber der Frau wäre nicht nur unnatürlich, sondern auch unchristlich. Christus ist in seinem Erdenleben der Frau stets mit Hochachtung und Liebe, mit Verstehen und Mitleid begegnet. Unsicherheit und Befangenheit der Frau gegenüber deutet hin auf innere Unfreiheit und auf falsche Einstellung zum Zölibat. Wie der gezwungene und unfreie Verzicht notwendig zur Verkrüppelung der Natur und zur befangenen Haltung der Frau gegenüber führt, so der volle, freie Verzicht zur Höchstentfaltung der Lebenskräfte und zur Freiheit und Unbefangenheit der Frau gegenüber. Wer bewußt und froh das tägliche Opfer um der Seelen willen bejaht und in demütigem Gebet sich die Kraft dazu von oben erfleht, erlangt ganz von selbst auch die *Freiheit und Unbefangenheit im persönlichen Verkehr mit Frauen*. Als „Mitarbeiter Gottes“ (2 Kor 6, 1), als „amtlicher Diener Jesu Christi“ (Röm 15, 16), als „Verwalter der Geheimnisse Gottes“ (1 Kor 4, 1) sieht der Priester in jeder menschlichen Seele das natürliche Ebenbild Gottes, das erkaufte ist mit dem kostbaren Blute Jesu Christi und das bestimmt ist für die übernatürliche Anschauung Gottes im Himmel. Wenn der

Priester Ehrfurcht hegt vor jeder, auch der sündigen Seele, wenn er in jedem Mädchen seine Schwester und in jeder Frau seine Mutter sieht und auch so mit ihr verkehrt, wie ein guter Sohn mit seiner Mutter und Schwester umgeht, dann kann es ihm nicht schwer werden, der Frau gegenüber eine sichere und unbefangene Haltung zu bewahren. Diese Seelenhaltung des Priesters ist nicht bestimmt durch Engherzigkeit oder Ängstlichkeit, sondern durch Lebenssicherheit, höhere Lebensfülle, Aufgeschlossenheit und herzliche Bereitschaft zu allen Aufgaben, die Gottes Wille ihm anvertraut. Diese positive Haltung schließt notwendig in sich das *rechte Distanzhalten*, das feine Zartgefühl, das fremde Würde ehrfürchtig achtet und ehrt und die eigene Würde wahr²⁾.

III. Der Priester als Erzieher und Seelsorger der Frau.

„Wohl muß der Mann die großen Zeiten bauen, doch steht und fällt ein Volk mit seinen Frauen“. Die Wahrheit dieses Satzes wird schlagend bewiesen durch das sittliche Zustandsbild unserer Zeit. Wir haben ja schon gesehen, daß gerade beim weiblichen Geschlecht die sittlichen Umwandlungen der moralischen Anschauungen am stärksten hervorgetreten sind, daß das Mädchen die natürliche Zurückhaltung abgestreift hat, und daß Frauengunst zur Schleuderware geworden ist. In den weitesten Kreisen ist die Ehrfurcht vor der Mädchen- und Frauenwürde geschwunden, ja die Mädchen und Frauen haben mit der Kleidung auch die Frauenwürde von ihren Schultern zur Erde gleiten lassen. Wir Priester sind da in erster Linie berufen, die hohe Auffassung von dem Wert und von der Würde der Frau, die diese dem Christentum verdankt, zu retten und der Frau selbst das Bewußtsein ihrer Würde zurückzugeben. Das werden wir am sichersten erreichen durch rechte Erziehung zur Reinheit und durch taktvolle und diskrete Behandlung der Frau im Beichtstuhl. Was die *Erziehung zur Reinheit* angeht, so habe ich schon in meinem oben erwähnten Artikel: „Massenpsychologische Wirkungen usw.“, S. 50 f., auf einen Fehler aufmerksam gemacht, der bisher zu wenig beachtet wurde. Bei der Erziehung zur Reinheit wurde zu einseitig die geschlechtliche Reinheit betont. Das Ethos der Reinheit erstreckt sich aber auf alle Gebiete des menschlichen Lebens und wirkt wieder zurück auf die ganze Persönlichkeit (vgl. das Weitere a. a. O.).

Die rechte *Behandlung der Frau im Beichtstuhl* setzt voraus, daß der Priester volles Verständnis hat für die Gleichwertigkeit und Andersartigkeit der Frau, daß er ihre frauliche Eigenart und ihren Eigenwert kennt und achtet. Wenn der Priester in jeder Frau, auch in der sündigen Frau ihren personalen Wert und ihre frauliche Eigenart

²⁾ Vgl. dazu meinen Artikel: Prüderie — Distanzhalten (Diese Zeitschrift, Jahrg. 1939, Heft 1, S. 84 ff.).

sieht und achtet, dann weckt er auch in jedem Mädchen und in jeder Frau wieder das heiligstolze Selbstbewußtsein ihrer Frauenwürde. Auf diese ehrfürchtige und ritterliche Haltung antwortet dann die Frau mit Ehrfurcht, Vertrauen und Bereitschaft. Wie dankbar ist doch jedes Mädchen und jede Frau, die ihren ersten sittlichen Fehltritt demütig bekennt und dann kein Wort des Tadels, wohl aber das befreiende Wort der Lossprechung und des Glaubens an das Gute in ihr erhält. Gerade dieser Glaube an das Gute in der Frauenseele stärkt in ihr den guten Willen und bewahrt sie mehr als alles wohlgemeinte Mahnen vor einer neuen Preisgabe ihrer Frauenwürde.

So müssen wir die Mädchen lehren, wirklich stolz zu sein auf ihre eigentliche *Frauenwürde*. Das Mädchen muß die Keuschheit bis zur Ehe als das beste Gut ansehen, das es mitbringen kann. Wir müssen es innerlich zu stärken suchen, so daß es bei jedem Angriff auf seine Frauenehre fest und mutig spricht: „Dafür bin ich mir zu gut“. „Ich will auch nicht wie die anderen sein“. Dem Mädchen, das eine Bekanntschaft hat und in Gefahr ist, seine Mädchenwürde zu verlieren, müssen wir die Frage stellen: „Können Sie einen Menschen lieben, den Sie nicht achten?“ „Nein!“ „Gut! Wenn nun ihr Verehrer, der jetzt noch keine Rechte auf Sie hat, etwas verlangt, was gegen Ihre Frauenwürde ist, dann wird er später in der Ehe, wo er das Recht auf Ihren Körper hat, noch mehr verlangen, was Sie in Ihrer Frauenwürde tief verletzt. Sie können ihn dann unmöglich achten und noch weniger lieben. Wenn er Ihnen sagt: ‚Das ist doch Liebe!‘, dann erwidern Sie ihm ruhig: ‚Wenn Du mich wirklich liebst, mußt Du mich auch achten und mir das schönste Gut, meine Frauenwürde, lassen. Wenn Du Dich aber jetzt nicht beherrschen kannst, dann ist das ein Zeichen, daß Du nicht mich und mein Glück suchst, sondern nur die Befriedigung Deiner Leidenschaft. Dazu bin ich mir zu gut.‘“ Schon gleich bei der ersten ungeziemenden Freiheit, die sich der Bräutigam erlauben will, muß die Braut in Ruhe und Festigkeit antworten: „Bitte, achte meine Frauenwürde!“ Ist die Liebe echt, dann wird der Bräutigam sagen: „Verzeihe mir, ich habe mich im Augenblick vergessen!“ In jedem Jungmann und in jedem Mann steckt nämlich ein Ritter und ein Tiger. Von dem Verhalten der Mädchen und der Frauen hängt es vor allem ab, ob in dem Jungmann und in dem Mann der Ritter oder der Tiger geweckt wird.

Nicht fest genug kann man den *Eheleuten*, besonders den jüngeren, die Wahrheit einprägen: Der eheliche Akt ist nach dem Willen Gottes und der Natur der Ausdruck der letzten schenkenden und hingebenden Liebe. Darum kann er nicht etwas Alltägliches sein. Die Verkennung dieser grundlegenden Wahrheit für ein gesundes und natürliches Eheleben ist ein Hauptgrund, warum es heute so viele unglückliche Ehefrauen gibt. Wir müssen den Frauen diese Wahrheit früh-

zeitig sagen und sie anleiten, auch in der Ehe ihre Frauenwürde zu wahren. Oft klagen sie über ihren leidenschaftlichen Mann, wissen aber nicht, was sie ihm sagen sollen. Auch der beste Mann kann sich vergessen und der Leidenschaft nachgeben. Die Frau muß dann gütig und fest sagen: „Nein, so darfst Du mich nicht behandeln. Ich bin Deine Lebensgefährtin, aber kein Lustobjekt. Du weißt, ich tue alles für Dich und bringe gerne jedes Opfer, aber meine Frauenwürde mußt Du mir lassen“. Würde jeder Beichtvater auch in dieser positiven Art sein verantwortungsvolles Amt als Priester und Arzt konsequent ausüben, wir hätten schon bald wieder mehr reine und glückliche Mädchen und Frauen.

IV. Die Frau eine wertvolle und eifrige Helferin in der Seelsorge.

Durch die rechte Behandlung des Mädchens und der Frau geben wir ihnen nicht nur das Bewußtsein ihrer Würde und Berufung zurück, sondern wir fördern auch die sittliche Reinheit der Männerwelt und das ganze religiöse Leben. Schon oft hat ein ganz sittenreines Mädchen durch seine edle und feste Persönlichkeit auf den Bräutigam so gewirkt, daß er selbst wieder sittenrein wurde und seine Braut unberührt zum Altare führte. Noch öfters hat eine starke und sittenreine Frau den Mann und die Familie vor dem moralischen und physischen Untergang bewahrt. Das stärkste natürliche Mittel, die Religion und Sittlichkeit in der Familie zu retten, ist die *Macht der Frau*. Diese Tatsache wird leider zu wenig beachtet. Wie bedeutsam ist doch die Mütterlichkeit der Frau für die *Bewahrung und Ausbreitung der Religion!* Dem tiefsten Wesen der Frau eignet ja eine besondere Hinordnung zum Religiösen. Je getreuer die Frau ihrer Mutternatur bleibt, desto inniger ist ihr Teilhaben an jenem Unfaßbaren, das dem reflektierenden Verstande unerreichbar bleibt, das über alles Sprechen und Denken hinausgeht, an dem unmittelbaren „Gottes-gewiß-Sein“, dem Gottergriffensein und Gottergreifen. Das aber befähigt die Frau auszuharren, den heiligen Funken göttlichen Geheimnisses zu hüten und lebendig zu erhalten, wenn er zu Zeiten vom kalten Atem des Rationalismus ausgeblasen zu werden droht. Die Tatsache, daß auch heute noch in den Kniebänken der Gotteshäuser, am Kommuniongitter, bei kirchlichen Prozessionen, Wallfahrten, Volksandachten usw. die Frauen so weitaus überwiegen, gibt uns ein lebendiges Bild von dieser wirklich vollbrachten Leistung des Hinüberrettens der Volksfrömmigkeit über den Wüstenstrich materialistischer Weltanschauung.

Der zweite Sonderwert des Mütterlichen, der zumeist ausschlaggebend sein wird für die praktische Teilnahme der Frau an der äußeren „actio“, ist ihre Berufung zum Dienste, genauer gefaßt: zum Dienste am Menschen. Jene Frau ist für den Gottesdienst am reichsten begabt, die einen hellen

Blick hat für die Nöte der Menschen. „Vom Motiv des Schleiers her eignet der Frau vor allem das Unscheinbare, alles, was unter die Bezirke der Liebe, der Güte, des Erbarmens, des Pflegens und Behütens gehört, also das eigentlich Verborgene und zumeist Verratene auf Erden“ (*Gertrud von Le Fort*, *Die Ewige Frau*, S. 19).

Maria, die stärkste, reinste Prägung des Frauentums, hat selbst über dem ungeheuren Geschehen der Gottempfängnis nicht den Sinn dafür verloren, daß ihre schwangere Base Elisabeth vermutlich jemandes bedürfe, der ihr die Mühen des Haushaltes erleichtere. Mit der Erwähnung der seligten Jungfrau-Mutter leuchtet auch die vom persönlichen Dienste geforderte magdliche Haltung auf. „Magdlich“ bedeutet eine Wensbindung von Reinheit und Demut. Diese magdliche Haltung der Frau muß ja Vorbild sein für die magdliche Haltung der ganzen Menschheit vor Gott (*Oda Schneider*, *Vom Priestertum der Frau*. 2. Aufl., S. 58 f.).

Je besser wir die frauliche Eigenart kennen und ihre Arbeitsweise achten und schätzen, desto sicherer wird die Frau in Unterordnung unter den Priester in der *Seelsorge* ihr Bestes leisten. Christus hat uns die Verschiedenheit männlicher und weiblicher Wirkungsweisen in einem Gleichnispaare vorgeführt, das gewiß nicht durch Zufall, sondern aus tiefen Gründen bei Matthäus (13, 31—33), wie auch bei Lukas (13, 18—21) nebeneinandersteht: „Wem ist das Reich Gottes gleich und womit soll ich es vergleichen? Es ist einem Senfkorn gleich, das ein Mann nahm und in seinen Garten säte. Es wuchs und wurde ein großer Baum, und die Vögel des Himmels nisteten in seinen Zweigen.“ Weiter sagte er: „Womit soll ich das Reich Gottes vergleichen? Es ist einem Sauerteig gleich, den eine Frau nahm und unter drei Maß Mehl mengte, bis das Ganze durchsäuert war.“ Den kleinen Anfang, der so bezeichnend ist für alles Werden des Himmereiches, also auch für alles rechte Wirken der Katholischen Aktion, haben beide gemeinsam: Mann und Frau. Aber sieh, aus dem Senfkorn des Mannes wird allmählich ein großer Baum, weithin bemerkbar, ein Gewächs, das Form und Farbe hat und das den Vögeln Wohnung bietet. Er hat unleugbar etwas Neues hergestellt, das man sehen und greifen kann. — Nicht so die Frau, die etwas Sauerteig in drei Maß Mehl mengt. Dieser Sauerteig ist in seiner Weise ganz so wirksam wie das Senfkörnlein; doch er tritt nie in Erscheinung; er bleibt, auch wenn er völlig ausgegoren ist und alles durchsäuert hat, doch unter dem Mehl verborgen. Er nimmt weder Gestalt noch Farbe an, und wer von der geheimen Kraft nichts weiß, kann sein Wirken übersehen. Dem Sauerteig freilich liegt nichts daran, gesehen zu werden, wenn er nur wirken darf. So ungemein ähnlich sind die Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteig einander; und doch so tief geklüftet unterschieden. Die ganze Lehre von der Gleichwertigkeit und Andersartigkeit der Geschlechter in

Sein und Wirken, vom männlichen und weiblichen Priestertum, sind darin von der Ewigen Weisheit meisterlich vorgetragen und entschieden (*Oda Schneider*, a. a. O., S. 90 f.). Würden diese großen Zusammenhänge von uns Priestern klarer erfaßt und besser ausgewertet, dann hätten wir wohl mehr tüchtige weibliche Apostel in der Seelsorge. Wir dürfen auch nicht die Tatsache vergessen, daß der nüchterne, kalte Verstand des Mannes nie das tiefe Gemüt der Frau und ihre ganze Eigenart so erfassen wird, wie die Frau es kann. Für das rechte Verständnis der fraulichen Eigenwerte und für die allgemeine Haltung der Frau gegenüber könnten wir vieles lernen aus den Büchern der großen Frauen. Die Mitarbeit der Frau in der Seelsorge müßten wir noch höher werten als bisher und ihr auch den notwendigen Spielraum und die entsprechende Freiheit gewähren. Auch auf literarischem Gebiet leisten heute viele Frauen Großes. Ihre guten Bücher empfehlen und verbreiten helfen, ist ein apostolisches Werk, das nicht durch falschen Männerstolz beeinträchtigt werden darf. Für gute und gesunde Anregungen sind die katholischen Schriftstellerinnen recht dankbar. Diese ehrfürchtige und echt ritterliche Haltung den Eigenwerten der Frau gegenüber wird sie beantworten mit noch größerer Ehrfurcht vor dem amtlichen Priestertum und mit opferfreudiger Bereitschaft zu jedem Seelsorgedienst.

V. Der Anruf Gottes an uns Priester von heute.

Wie nie zuvor, kommt es uns allen in den letzten Monaten zum Bewußtsein, daß die göttliche Vorsehung unverkennbar neue Weltzustände einleitet. Was veraltet und überlebt ist, stürzt als abgestorben zusammen. Gewiß wird es wieder besser werden, das verbürgt uns der Glaube an Gottes Güte und Allmacht. Aber es kann in der Welt nur gut werden durch die Guten. *Vox temporis vox Dei!* Der Anruf Gottes an unsere Zeit geht vor allem an die Guten, die Reinen. Und zu diesen sollen ja wir Priester in erster Linie zählen.

„Nicht schöne Worte und blendende Rhetorik, nicht das Kleid, auch nicht Gelehrsamkeit und Kunstgeschmack sind es, die den Priester als Priester legitimieren, sondern seine Tugend und seine sittliche Größe. Das Wunder eines heiligen, selbstlosen, opferwilligen, echt priesterlichen Lebens und Wandels ist und bleibt für Freund und Feind das durchschlagendste Argument und die beste Empfehlung der Sache und Lehre, die der Priester vertritt. Daher geht gerade heute das Bestreben der Feinde Gottes und der Kirche instinktiv darauf aus, einen Gegensatz zwischen Lehre und Leben, zwischen Worten und Werken zu konstruieren, den katholischen Klerus mit allen denkbaren Mitteln zu verdächtigen, seinen guten Ruf im Schlamm ekelhafter Verleumdungen zu ersticken“ (*Huonder*, *Zu Füßen des Meisters*, I, 275). Schon diese Tatsache allein zeigt uns die schwere Pflicht, die wir Priester haben und die das Kirchenrecht in

die Worte kleidet: „Die Kleriker sollen das innere geistliche Leben mehr pflegen als die Laien und sich dementsprechend auch nach außen benehmen, so daß sie in Gesinnung und Lebenswandel für die Laien vorbildlich sind“ (Can. 124).

Unser ganzes Leben muß vorbildlich sein, also nicht bloß im öffentlichen, sondern auch im privaten Verkehr von Seele zu Seele. Sind wir Priester nicht in den letzten Jahren auf den Leuchter erhoben? Welches private und öffentliche Leben wird mehr und schärfer beobachtet als das Leben des katholischen Priesters? Ist das nicht eine starke Mahnung und zugleich auch eine große Gnade für uns? So werden wir ja fast gezwungen, auch die kleinsten Fehler zu meiden. Heute sieht man selbst die kleinsten Fehler, vergrößert und verbreitet sie. Aber wie ergreifend wirkt ein heiliges, durch gediegene und ausgereifte Tugend geschmücktes Priesterleben schon durch sein bloßes Dasein! Diesen vorbildlichen Wandel schulden wir unserm eigenen Gewissen und unserer Würde. Täglich tragen unsere Hände die *hostia pura, sancta, immaculata* vor Gottes Angesicht und flehen um das Heil der Welt. Aber nicht allein unsere Hände, sondern auch unser Denken und Wollen müssen rein sein. Dann wird es uns nicht schwer werden, in der täglichen Begegnung mit der Frau stets die väterliche Güte mit dem ehrfurchtsvollen Abstand zu vereinigen und ihr so am wirksamsten die gesunde und echte Reinheit zu predigen und ihre Frauenwürde bewahren zu helfen. So erfüllen wir auch das erste Heilandswort: „So leuchte euer Licht vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 5, 16).

Papst Pius XII. sagt: „Die Erfahrungen, Sorgen und Prüfungen der Gegenwart wecken, steigern und läutern wie selten zuvor das katholische Gemeinschaftsgefühl. Sie haben in allen, die noch an Gott und Christus glauben, das Bewußtsein erzeugt von einer gemeinsamen Gefahr, gemeinsam bedroht zu werden. Dieser Geist katholischer Verbundenheit, in der heutigen schweren Lage mächtig gesteigert, bedeutet zugleich Sammlung und Selbstbehauptung, Entschlossenheit und Siegeswillen.“

Wir dürfen und müssen mit großem Vertrauen und Zuversicht in die Zukunft schauen. Denn heute begegnet uns bei vielen modernen Menschen ehrliches Suchen und Fragen. Tausende, die uns früher ablehnten oder gar verachteten, nehmen uns wieder ernst und sind bereit, uns anzuhören, wenn wir ganze Priester sind, Persönlichkeiten. Andere finden nur deswegen nicht zu uns, weil eine Mauer von Vorurteilen sie von der Kirche trennt. Diese Vorurteile werden am schnellsten beseitigt durch ein vorbildliches Priesterleben. Ist da nicht eine große Stunde gekommen für die Kirche und für uns, ihre Priester?

„Ein inniger Trost, eine beglückende Freude, für die Wir Gott dem Herrn Tag für Tag in tiefer Demut danken, ist für

Uns, ehrwürdige Brüder, in allen Breiten der katholischen Welt unverkennbare Zeichen eines Geistes zu sehen, der den riesengroßen Aufgaben der Zeit mutig die Stirne bietet, der mit bewunderungswerter Hochherzigkeit und entschlossenem Ernst darangeht, die erste und wesentliche Sorge um persönliche Selbstheiligung mit dem apostolischen Ringen um des Gottesreiches Mehrung in fruchtbarem Ausgleich zu vereinen ... In einem Zeitpunkt, wo zwischen Priesterzahl und Priesteraufgaben ein Mißverhältnis besteht, das dem Worte Christi von der großen Ernte und den wenigen Arbeitern (Mt 9, 37; Lk 10, 2) einen sorgenschweren Sinn gibt, bedeutet die zahlreiche, eifrige und hingebende Mitarbeit der Laien am hierarchischen Apostolat eine wertvolle Hilfe für die Priester und zeigt Entfaltungsmöglichkeiten, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Das Gebet der Kirche zu dem Herrn der Ernte, Er möge Arbeiter in seinen Weinberg senden (Mt 9, 38), ist in einer Weise erhört worden, die den Forderungen der Gegenwart entspricht und die eine Ergänzung der vielfach eingeeengten priesterlichen Seelsorge ermöglicht. Eine einsatzbereite Front katholischer Männer und Frauen, Jungmänner und Jungfrauen widmet, dem Ruf des obersten Hirten folgend, in Unterordnung unter die Bischöfe diesem Apostolate die ganze Glut des Herzens und müht sich, den Massenabfall von Christus in eine Massenheimkehr zu Christus zu wandeln. Ihnen allen gilt in diesem für die Kirche und die Menschheit so bedeutungsvollen Augenblick Unser väterlicher Gruß, Unser bewegter Dank, Unsere vertrauensvolle Hoffnung. Sie haben in Wahrheit ihr Leben und Schaffen unter das Banner Christi des Königs gestellt. Sie können mit dem Psalmisten sprechen: „Meine Werke gehören dem König“ (Ps. 44, 1). („Summi Pontificatus“. A. A. S., 28. Oktober 1939, S. 586 f.).

Hahn und Henne im Neuen Testament.

Von Dr. Seb. Killermann, Regensburg.

Von den Vögeln erfährt das Hühnergeschlecht (*Gallus domesticus* L.) eine besondere Auszeichnung im Neuen Testament; bekannt ist das Gleichnis bei Mt 23, 37 (auch Lk 13, 34) von der Mutterliebe der Henne (bei Lk allgemeiner „Vogel“) und die Rolle, die der krähen Hahn in der Leidensgeschichte Jesu spielt. Wie wenige machen sich Gedanken, wenn sie diese Berichte lesen oder hören, und doch sind sie einer näheren Beachtung wert.

Wir erfahren vor allem hieraus, daß zur Zeit Christi in Palästina nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in den Höfen der Stadt Jerusalem *Hühner* gehalten wurden. Im Alten Testament¹⁾ werden diese Tiere noch nicht genannt,

¹⁾ Die Stellen sind: Job 38, 36; Spr 30, 29—31 und Is 22, 27.